

# Ein grüner Archipel

## Ein Berliner Stadtkonzept «revisited»

Berlin has always been a green metropolis, located in (splendid?) isolation amidst hundreds of square miles of forest. The city consists of many “urban islands”, separated from each other by green spaces and vast infrastructural corridors, thus resulting in a “green archipelago”. Although some local architects and town-planners prefer to see Berlin as a traditional centralist metropolis, where “good old urbanity” has been saved, in fact, the city functions on many levels as a polycentric agglomeration. In this article the idea of Berlin as a polycentric “green archipelago” is discussed and promoted. As will be seen, Oswald Matthias Ungers’ article “Cities within the City” from 1978 is not the only interpretation of Berlin as a green metropolis. It appears that throughout the last few centuries, from the “cultural landscape” of Friedrich IV, via Schinkel’s “catalytic buildings”, to Bruno Taut’s “Stadtkrone” and the Nazi’s “Generalbebauungsplan”, down to post-war reconstruction, Berlin has always been considered an urbanized landscape interwoven with verdure, rather than the compact “Grossstadt” made of stone that some people would like her to be. Now that Berlin is in crisis and shrinking, the concept of the “green archipelago” is more relevant than ever. It might more or less “reinstall” itself automatically.

Im Berliner Strassenbild fallen die zahlreichen Wohnmobile auf. Ausgerüstet mit Heizung und Satellitenschüssel stehen sie das ganze Jahr bereit. Manche sind offenbar fast dauerhaft bewohnt. Eigentlich sind es Datschen auf Rädern. Sah man sie früher ausschliesslich in West-Berlin, bewegen sie sich seit der Wiedervereinigung und dem damit entstandenen Berliner Hinterland – einem endlosen «Wildschwein-Jagdgebiet» mit Wäldern und Seen – vornehmlich rund um die Stadt. In den vielen grünen Nischen der Metropolis nisten sie sich ein.



Abb.1: Berlin – Stadt mit arkadischem Charakter.

(Foto: Kees Christiaanse)

Ihre Bewohner haben die unterschiedlichsten Nationalitäten.

Neben mehr statischen Phänomenen wie Dauercampers, Schrebergärten oder der temporären Nutzung von Bauten auf Brachearealen ist diese arkadische Beweglichkeit an der Popularität von grossen Autos – nicht nur bei Türken und Libanesen – am liebsten Kombis oder Vans, abzulesen, als Standardausrüstung sind sie mit Stiefeln, Decken, Grillgeräten und Kühlbox ausgestattet.

Die breiten Strassen und Alleen der Kulturlandschaft von Friedrich, Schinkel, und Lenné bilden ein grosszügiges Reservoir für Aktivitäten wie Parken, Strassenhandel, Picknick, Autowaschen oder für einen Flanier-Drive, wie über einen amerikanischen Parkway von der einen «urban ecology» in die andere, auf der Suche nach Kaminfeuerblöcken, die in riesigen Mengen bei den Tankstellen angeboten werden. Berlin ist ein besiedelter Wald. Wo kein Unterhalt gepflegt wird, kommt der Wald unmittelbar an die Oberfläche: Birken und Kiefern, Pilze und Humus. Schinkels Schloss Glienicke und die Schulen beim Grunewald haben Schutzkonstruktionen gegen Wildschweine. Entlang den S-Bahn-Trassen, die tief in die Stadt eindringen, grasen Rehe, die den Berlinern täglich den arkadischen Charakter ihrer Stadt bewusst machen. Die Stadtbrachen gehören zu den Biotopen mit dem grös-

ten Artenreichtum. Berlin liest sich als grüner Archipel.

Man kann in einer Metropole Urbanität definieren als die Konfrontation und Interaktion vieler sichtbarer und unsichtbarer Netzwerke unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen – einen «unsichtbaren» Archipel. Der klare Unterschied zwischen charakteristischen Stadtteilen, getrennt von Wasser, Verkehrsinfrastruktur, Kriegsresten, der Mauerzone und der Nachkriegsfragmentation bildet dagegen einen «sichtbaren» Archipel. Die Kombination mit bestimmten Konzentrationen – Klein-Ankara in Kreuzberg, der «Szene» in Prenzlauerberg, den betagten 68ern und reichen Russen in Charlottenburg und den Vietnamesen und armen Osteuropäern in Lichtenberg – ist dies im Vergleich zu anderen Städten sehr spürbar.

Dieser «doppelte Archipel» macht vielleicht die Quintessenz Berlins aus.

### Grüner Archipel

1977 veröffentlichte Oswald Ungers zusammen mit Rem Koolhaas, Hans Kollhoff und anderen in der Zeitschrift Lotus einen Artikel «Cities within the City» [1]. Der Artikel besteht aus elf Kombinationen von Thesen, Kommentaren und Schlussfolgerungen, die Berlin als einen grünen Archipel charakterisieren, begründen und instrumentalisieren. Der Artikel weist eine verblüffende Vorhersa-

gefähigkeit auf in Bezug auf die Debatten, die während der IBA '84 und später während der Wende 1989 stattfanden, aber auch zur momentanen Lage von Berlin.

Der erwartete, starke Rückgang in der Bevölkerungszahl wird als positiver Faktor bewertet, um unterschiedliche Stadtteile kontrolliert schrumpfen zu lassen, wobei die wertvollen Teile geschützt und konsolidiert werden (beiläufig bemerken die Autoren: «Hinterher hat sich herausgestellt, dass es in Berlin niemals notwendig war, weiter zu verdichten.»). Dies führt zu einem Archipel von «cities within the city», einer Föderation von unterschiedlichen städtischen Inseln. Hierin können sowohl bestehende Entitäten wie die Spandauer Altstadt oder die Siemensstadt, aber auch die Museumsinsel, als neu zu definierende Inseln einen Platz bekommen. Das zwischen den Inseln übrig bleibende Restgebiet ist ein Gebilde von grünen Zonen, in welchem Verkehrsinfrastruktur, grossmasstäbliche Nutzungen, Schrebergärten, Sport- und Erholungseinrichtungen mühelos aufgenommen werden können. Als favorisierter Gebäudetyp für die Konsolidierung der Inseln wird die Stadtvilla eingeführt, die ideale Kombination der Sehnsucht nach einem identifizierbaren Eigenheim und einem kollektiven urbanen Lebensstil. Verweisend auf Schinkels «Ordnung durch katalytische Bauten» [2], aber auch auf die nackten Brandwände der durch den Krieg zum Teil frei stehenden Gründerzeithäuser, bildet dieser Typ ein flexibles Modul für die Verstärkung der Inseln. Zum Schluss wird bemerkt, dass der tiefere Sinn und die Bedeutung Berlins durch die Jahrhunderte hindurch in der «kritischen Antithese» widersprüchlicher Komponenten zu Gunsten einer «divergenten Multiplizität» liegt.

Die Besonderheit dieses Artikels liegt darin, dass er eigentlich eine nicht allzu übertriebene Beschreibung einer Wirklichkeit ist, die Berlin immer gekennzeichnet hat.

OMAs Wettbewerbsentwurf für die Koch-/Friedrichstrasse 1980 für die IBA '84 war eine Überarbeitung dieser Idee. Zwischen der Kochstrasse und der Mauer waren Patiohäuser unter einer grünen Laubdecke projiziert, wodurch

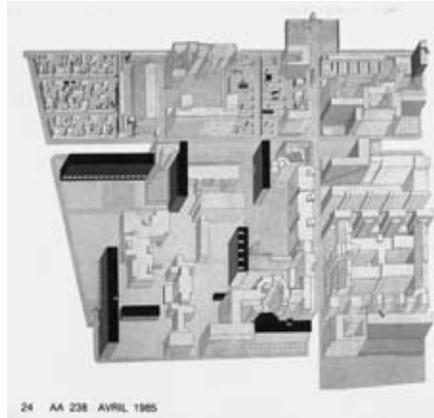


Abb. 2 und 3: IBA-Wettbewerb Sozialer Wohnungsbau: Kochstrasse-Friedrichstrasse. Quelle: AA L'architecture d'aujourd'hui OMA, Nr. 238, April 1985, S. 24 und 25.

die Mauer gleichzeitig thematisiert, neutralisiert und dem Auge entzogen wurde: die Mauer wurde konzeptionell im Entwurf integriert. Mindestens so wichtig war die zu Grunde liegende Intention, dass, falls die Mauer in Zukunft verschwinden würde, die bewachsenen Patios nahtlos an einen linearen Park, der zur Erinnerung an die Teilung der Stadt an Stelle der Mauerzone angelegt werden sollte, anschliessen würden. Der Rest der südlichen Friedrichstadt wurde mit einem abstrakten Muster farbiger Gebäude zwischen den aus dem Krieg übrig gebliebenen Häusern belegt. In der so entstandenen Landschaft bildeten

Alt und Neu einen Horizont, eine akademische Interpretation der typischen Wiederaufbausituation. Diese «Kritische Antithese» zu Gunsten einer «divergenten Multiplizität» und diese grüne Durchblutung, wiederkehrende Themen in der Geschichte Berlins, standen in radikalem Widerspruch zum Geist der IBA von Josef Paul Kleihues, die gerade eine behutsame Rekonstruktion der traditionellen Stadt im Sog der Ideen von Aldo Rossi vor Augen hatte. Als Belohnung für den 2. Preis für den Wettbewerb bekam OMA den Auftrag für das Grenzgebäude der Alliierten beim Checkpoint Charlie. Obwohl der Bebauungsplan für die IBA vorschrieb, Baulinien zu folgen und die Baublöcke in der südlichen Friedrichstadt zu schliessen, sieht das Gebäude mit seiner horizontalen Fassade, zurückliegenden Baulinien, betonten Brandwänden und riesigem Vordach aus wie eine Stadtvilla, die auf ihre Befreiung aus der Zwangsjacke des Baublocks wartet. Nach dem Fall der Mauer wurde der Geist der IBA als «Kritische Rekonstruktion» unter Führung von Senatsbaudirektor Hans Stimmann weitergeführt. Das Planwerk Innenstadt sah – so weit wie möglich – die Wiederherstellung des Stadtgrundrisses aus der Vorkriegszeit vor, bestehend aus Strassen und Blöcken, in den Fussspuren des «Steinernen Berlin» von Hobrecht im Jahr 1851. Zwar ist die Aussage von Hans Stimmann «Diese Stadt ist so kaputt, dass, auch wenn wir alles reparieren, noch genügend Fragmentation übrigbleibt.» (Vortrag TU-Delft, November 2001) verständlich. In der Friedrichstadt, in der an den Ausgangspunkten wie Blockrand und Traufhöhe festgehalten wurde, ist gut zu sehen, dass auch die «Kritische Rekonstruktion» nicht automatisch im Stande ist, die gesellschaftlichen Kräfte städtebaulich zu kontrollieren. Die Friedrichstadt hat sich von der kritischen Rekonstruktion zu einer Struktur entwickelt, in der jeder Block eine radikal abweichende Ideologie ausstrahlt: Nouvel ein erstarrter Christo der Bauregeln, Ungers ein Sockel ohne Wolkenkratzer, Rossi ein Parodie-Dekor, Kleihues eine künstlich kleinteilige Simulation, Johnson die Suche nach einer neuen Haltung des alternden Architek-

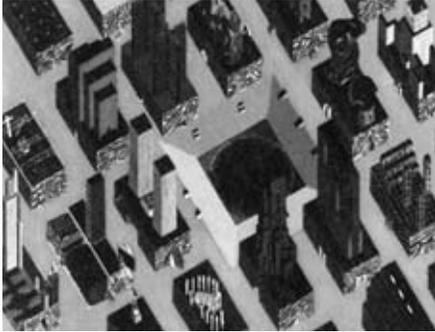


Abb. 4: City of the Captive Globe (1972)  
Quelle: AA Architecture d'aujourd'hui OMA,  
Nr. 238, April 1985, S. 4.

ten und Sauerbruch-Hutton eine «anti-thetische» Collage aus Alt und Neu.

Damit ähnelt die Friedrichstadt noch am ehesten OMAs «City of the Captive Globe». Dieser vielleicht nicht gerade erwünschte Zustand der Friedrichstadt, genau das Umgekehrte von dem, was man vor Augen hatte, wird von Rem Koolhaas so kommentiert: «Trotz der unglaublichen Anstrengungen, diese neue Substanz zu kontrollieren, ist eine chinesische Stadt herausgekommen [...]. Die Stadt hat in kürzester Zeit ein grosses Volumen aufgebaut und verfügt demnach nicht über die Langsamkeit, die dem traditionellen Aufbau einer Stadt und eben jenem Modell ihrer Authentizität unvermeidlich geopfert wird, selbst wenn alles aus Stein hergestellt wird.» [3]

Offensichtlich lassen sich auch in Europa die wirtschaftlichen Kräfte nur beschränkt ihre Bauform vorschreiben. Berlin bleibt eine Palimpsest-Landschaft: «Überhaupt hat Berlins Stadtbild Wesenszüge einer Landschaft: So wenig gestaltet wie die Natur, und gleicht einer Landschaft darin, dass es sich bewusstlos behauptet.» [4]

### Kulturlandschaft

Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte die französische Kulturlandschaft sich durch die geometrischen Eingriffe Le Nôtre's und anderer gegenüber der Natur emanzipiert. Im Gegensatz zur englischen, die einen mehr fließenden Übergang von «künstlich» nach «natürlich» entwickelte, unterschied die französische Landschaftsarchitektur sich als ra-



Abb. 5: Das geometrische Stadtbild um 1700.

Quelle: Philipp Oswald (2000): Berlin – Stadt ohne Form: Strategien einer anderen Architektur. Prestel, München, London, New York. Karte 4.



Abb. 6: Ansicht von Potsdam über Schloss Glienicke. Ölbild von Carl Daniel Freydanck von 1838.

Quelle: Florian von Buttlar (Hg., 1989): Peter Joseph Lenné. Volkspark und Arkadien, Katalog zur Ausstellung der Staatlichen Schlösser und Gärten Berlin. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin, S. 244, Kat. Nr. 246.

dikales Gegengewicht gegenüber der «Natur» – ein vollständig künstliches Environment. Die Karte der geometrischen Landschaften in der Umgebung von Paris sieht aus wie eine Sammlung in der Landschaft eingekerbter Flughafen-Rollbahnen. Ein utopisches Stadtmodell wurde in der Landschaft «vorbereitet» und später von Baron Haussmann auf

Paris übertragen. Eine Anordnung von Punkten und Linien fängt die Natur wie in einem Netz auf und etabliert eine «kontrollierte» Kulturlandschaft, in der Kultur und Natur einander gegenseitig unterstützen.

### Schinkel

Unter französischem und englischem Einfluss entstand in der Havel-Landschaft zwischen Berlin und Potsdam eine Konstellation, die unter Friedrich IV u. a. von Schinkel und Lenné ausgebaut wurde. Die geometrische Konstellation von Berlin und Cölln, der Dorotheenstadt und der Friedrichstadt wurde mit der Potsdamer Kulturlandschaft – Schloss Glienicke und Babelsberg, Pfaueninsel, Heilandskirche und auch Charlottenburg und Spandau – verbunden. Durch Schinkels städtebauliche Eingriffe, vor allem den Bau der Schlossbrücke in der Verlängerung von Unter den Linden, wurde das Stadtzentrum definitiv zum Teil dieser Kulturlandschaft, die für Ungers und andere den Ursprung der Interpretation von Berlin als grünem Archipel bildet.

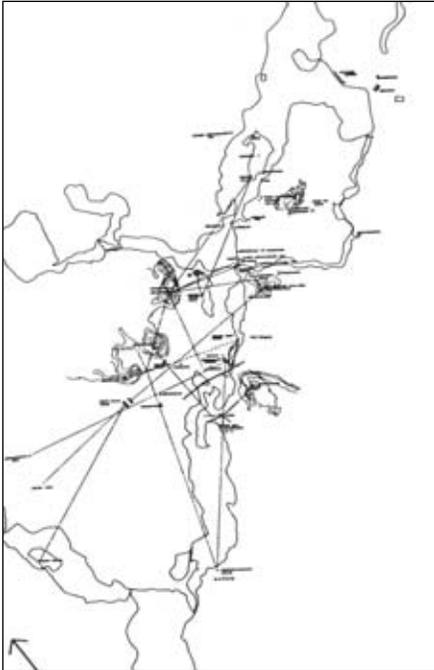


Abb. 7: Kulturlandschaft entlang der Havel nach Wilhelm IV.

Quelle: LOTUS international, Nr. 19 (1978), Milano, S. 95.

In einem Kommentar zu den Entwürfen von Lenné und Schinkel für das Pulvermühle-Gelände nördlich des heutigen Lehrter Bahnhofs in Berlin wird bemerkt, dass man den Vorschlag von Schinkel eher einem Landschaftsarchitekten, und den Vorschlag von Lenné eher einem Architekten zuschreiben würde. Schinkel ordnet die Gebäude und den öffentlichen Raum wie eine Komposition gleichwertiger Elemente an, während Lenné einen kontrollierten, gestuften Übergang von der Stadt in die Landschaft entwickelt. Diese scharfe Beobachtung enthält die Quintessenz von Schinkels städtebaulicher Haltung, die auch seinen Entwürfen für das Zentrum zu Grunde liegt. Konsequenterweise entwickelt er eine Gleichwertigkeit zwischen dem gebauten und dem ungebauten Raum. Schinkel vernachlässigt den Raum nicht – wie die Moderne –, sondern behandelt ihn gleichwertig, kräftig, wie Colin Rowe in seinem offenen Brief über die IBA '84 an Vittorio Magnago Lampugnani schreibt [5]. Beinahe alle seine Gebäude sind allseitige, frei stehende Objekte. Sie schaffen aber keinen «Non-Space», sondern sorgfältig



Abb. 8: Karl Friedrich Schinkel: Die Bauakademie. Blick von der Schlossbrücke mit Friedrichswerderscher Kirche und ehemaligem Kommandanturhaus (1832).

Quelle: Vittorio Magnago Lampugnani (Hrsg., 1984): Modelle für eine Stadt. Schriftenreihe zur Internationalen Bauausstellung Berlin 1984, Heft 1, S. 66.



Abb. 9: Plan der Schmuck- und Anlagen der Residenz Berlin von Lenné aus dem Jahr 1834.

Quelle: Florian von Buttlar (Hg., 1989): Peter Joseph Lenné. Volkspark und Arkadien, Katalog zur Ausstellung der Staatlichen Schlösser und Gärten Berlin. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin, S. 78, Abb. 38.

ausgewogene, öffentliche Räume. Die Gebäude stehen bevorzugt nicht in der Baulinie, Schinkel strebt nach einer «Auflockerung» der Stadt. «Schinkels Bauten sind autonome Körper, häufig gewaltige Kuben, die gleichsam als freie Individuen miteinander in Beziehung treten. Der Raum ist nicht mehr als Raumkörper fest umschalt und begrenzt, sondern die Körper werden in Schichten im unbegrenzten Raum gestaffelt angeordnet, wie es die perspektivischen Bilder der Landschaftsgärten zeigten. Das romantische Platzbild ist völlig geöffnet, der Platz ist nur noch ein Stück und Ausschnitt des Freiraums. [...] Es ist nicht mehr wie in der alten Architektur der ruhende umschlossene, sondern der sich bewegende, gegen das Unendliche hin offene Raum. Dieses neue Bild des Zentrums ist ohne Beispiel in der europäischen Geschichte.» [6]

Seine Referenzen sind nicht so sehr Grossstädte wie Paris und Rom, sondern idealisierte Kulturlandschaften, wo akropolisartige Ensembles oder palladianische Villen eine Beziehung zu der entworfenen Landschaft herstellen. Schinkel ist nicht der Vater des «Steinernen Berlin» (dies ist eher Hobrecht) – er kann vielmehr als Protagonist einer Stadt, bestehend aus sorgfältig in die «Natur» gesetzten Ensembles, gesehen werden.

Lenné hatte vielleicht eine weniger radikale Auffassung von Städtebau als Schinkel. Dennoch ist sein Entwurf der «Schmuck und Grenzlinien» für die Peripherie von Berlin als Vorschlag zu sehen, die Stadt mit einem grünen Ring zu umgeben, mögliche Erweiterungen für Kasernen, Industrie und andere grosse Einrichtungen rund um diesen grünen Gürtel zu legen, und dadurch letztendlich unterschiedlich strukturierte Stadtteile voneinander zu differenzieren.

### Gross-Berlin

Lennés Vorschlag wird erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts von der sich überwältigend schnell ausbreitenden Industrialisierung eingeholt und wird von Hobrechts «Steinernem Berlin» aus dem Jahr 1851 ersetzt.



Abb. 10: Das Borsigsche Etablissement 1854.

Quelle: Florian von Buttlar (Hg., 1989): Peter Joseph Lenné. Volkspark und Arkadien, Katalog zur Ausstellung der Staatlichen Schlösser und Gärten Berlin. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin, S. 45, Abb. 16.

Als Hauptstadt bildete Berlin am Anfang des 20. Jahrhunderts noch einen Archipel vieler Gemeinden, eine verkleinerte Version des aus vielen Fürstentümern bestehenden Kaiserreichs, was sich noch heute in den Rathäusern der Bezirke widerspiegelt. Erst 1920 bekam die Stadt eine zentrale Regierung. In der Zwischenzeit war der Plan von Hobrecht, der seit Mitte des 19. Jahrhunderts Leitbild für die Stadt war, von den überwältigenden Entwicklungen der Industrialisierung eingeholt worden. Es gab kein Gesamtkonzept, um diese Entwicklungen zu steuern. In dieser Zeit entstanden auch die Industrieenklaven wie beispielsweise das Borsig-Gelände, ein Fabrikgelände, das als romantischer italienischer Schlossgarten verkleidet war – ein letzter Verweis auf Lennés «Schmuck und Grenzlinien».

Zentrales Thema des Wettbewerbes für Gross-Berlin 1908 war die beabsichtigte Verminderung der Wohndichte im Zentrum. Neue Konzepte für Industrie und Transport waren notwendig, und vor allem auch für Grünflächen unter Beibehaltung der bestehenden Wälder. Der Entwurf von Möhring (ein Lehrmeister von Bruno Taut) bestand aus einem Konzept keilförmiger grüner Einschnitte [7]. Es war der Anfang des Themas der «Auflockerung», das seither ein kontinuierliches Leitmotiv in den Visionen für die Stadt wurde.

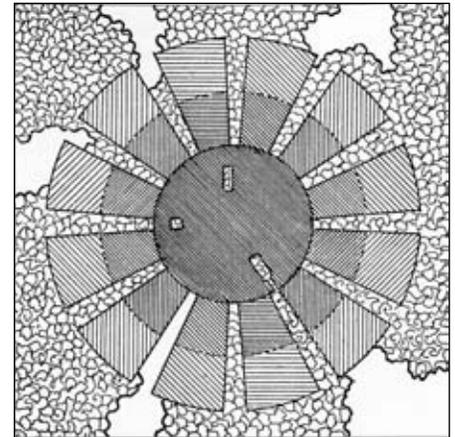


Abb. 11: Schematische Zeichnung der strahlenförmigen Stadtentwicklung. Offener Wettbewerb für Gross-Berlin 1919, R. Eberstadt, B. Möhring und R. Petersen.

Quelle: Koos Bosma und Helma Hellinga (Hrsg. 1997): Mastering the City II, North-European City Planning 1900–2000), S. 164.

### Taut

1927 schrieb Bruno Taut: «Jenes entsetzliche Gewirr von engen Höfen in Hinter- und Seitenhäusern, jene grauenhaften Rattenlöcher [...]. Das neue Bauen wird aber weiter um sich greifen, man wird diese Dinge eines Tages nicht mehr ertragen können und man wird schliesslich dazu schreiten, sie – niederzureissen.» [8]

Von 1920 bis 1927 baute Bruno Taut in enger Zusammenarbeit mit dem Stadtarchitekten Martin Wagner mehr als 12 000 Wohnungen in Berlin, darunter die Siedlung Freie Scholle, die Hufeisensiedlung und Onkel Toms Hütte. Taut und Wagner wurden mitgerissen von der Gartenstadtbewegung, aber gaben dieser ihre eigene spirituelle Bedeutung. Taut äusserte sich in unterschiedlichen Publikationen und Vorträgen über die «Auflösung der Stadt» und das Versprechen einer «Freien Scholle» für jedermann im Einklang mit der Natur. «Die natürlichen Hindernisse sind die allerwertvollste Hilfe des Architekten. Dies trifft zu, ob es sich um weitestgehende Schonung des Waldes wie in Zehlendorf handelt oder um die Entwicklung der Form aus der Bodengestaltung wie bei dem Hufeisen in Britz.» [7]

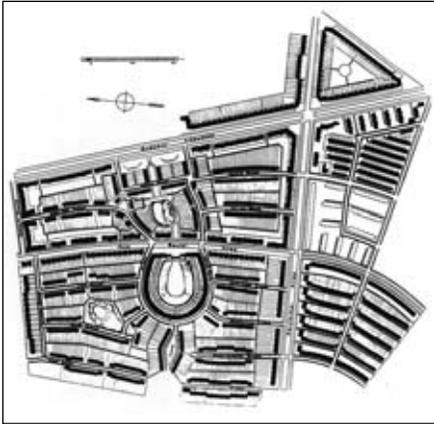


Abb. 12: Lageplan der Hufeisensiedlung von Bruno Taut, Berlin 1925–1930. Quelle: Manfred Speidel (1995): Bruno Taut – Natur und Fantasie 1880–1938, S. 236.



Abb. 13: Innenhof der Siedlung Onkel Toms Hütte, Berlin 1928. Quelle: Manfred Speidel (1995): Bruno Taut – Natur und Fantasie 1880–1938, S. 50.

Die Stadt sollte in kleine, in der Landschaft eingebettete Einheiten verteilt werden. Das Zentrum einer solchen Einheit sollte ein zentraler Raum bilden mit erhöhter Bebauung, «Stadtkrone», wie z. B. das Hufeisen in der Siedlung Britz. Auch die Industrie war, analog zum Borsig-Gelände, in der Form von «Schinkellesken» Einheiten in der Landschaft gedacht. Die Worte «Stadtkrone» und «Scholle» waren keine harten CIAM-Begriffe, sondern verweisen eher auf den Team-X-artigen, gestuften Übergang vom Haus über das Stadtviertel zur Stadt. Auffallend ist, dass die «Stadtkrone» kein Einkaufszentrum war, sondern ein kontemplativer Raum. Der Begriff «Scholle» bekam später bei den Nationalsozialisten einen schlechten

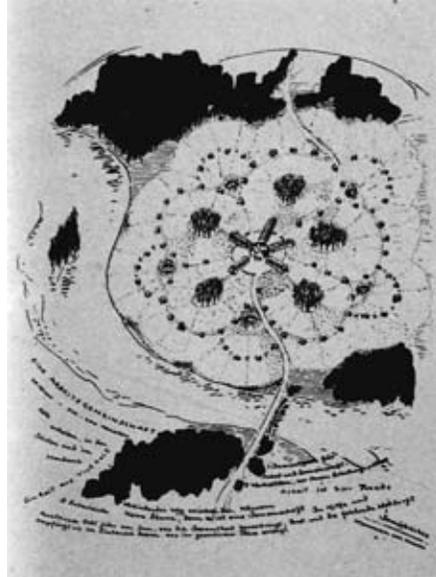


Abb. 14: Illustration aus dem Artikel «Auflösung der Städte» von Bruno Taut aus dem Jahr 1920. Quelle: Manfred Speidel (1995): Bruno Taut – Natur und Fantasie 1880–1938, S. 153.

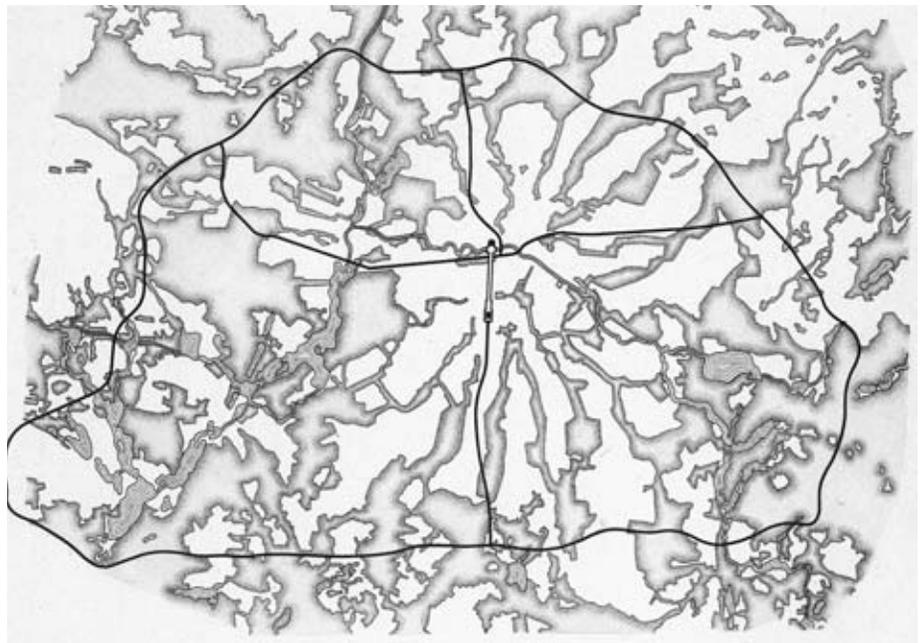


Abb. 15: Generalbebauungsplan für die Reichshauptstadt von A. Speer, 1941. Die Grünflächen reichen bis ins offene Land hinaus. Quelle: Koos Bosma und Helma Hellinga (Hrsg. 1997): Mastering the City II, North-European City Planning 1900–2000, S. 255.

Beigeschmack als Ausdruck für die Heimatbewegung.

### Speer

Die immer zurückkehrende Frage nach «Auflockerung» war auch Teil der Politik der Nationalsozialisten. Das nationalsozialistische Berlin ist vor allem bekannt durch seine megalomane Komponente, wie den Plan für die Nord-Süd-Achse, die Halle des Volkes und das Olympiastadion. Es gibt auch eine andere Seite. Die Nationalsozialisten mochten die Großstadt nicht, die sie als einen Ort der Verdorbenheit empfanden. Lieber brachten sie die Bevölkerung in kontrollierbaren Einheiten unter – bevorzugt in Gartenstädten wie die Siedlung Krumme Lanke von H. Gerlach im Stil der Stuttgarter Schule: eine gesunde Heimat für ein gesundes Volk. Für die Nationalsozialisten war die Kombination einer megalomanen Monumentalität und einer wesentlich deurbanistischen Einstellung kein Paradox.

«Bereits Ende 1934 – dies ist bis heute noch wenig bekannt – wurde mit der Planung der Erneuerung der ‹roten› Mietskasernenviertel stadtweit begonnen. Wichtiges Ziel der Stadterneuerung war die Beseitigung des ‹Nährbodens› des Kommunismus: ‹Je schlechter die Wohnverhältnisse, umso öder und langweiliger die Umwelt, desto besser der Nährboden für die staats- und volkszerstörenden Irrlehren.» (Erich Frank, 1939).

«Nach der Ermächtigung Albert Speers wurde im Rahmen des ‹Programms für die Neugestaltung Berlins› das Ziel der Auflockerung der Bevölkerungsdichte in der Innenstadt verkündet. ‹Während in Bezirken wie Wedding, Prenzlauer Berg oder Kreuzberg heute noch rund 400 Menschen auf den Hektar kommen, werden es in Zukunft nach Möglichkeit nicht mehr als 150 sein dürfen.» (Speer 1938).

«Voraussetzung für die geplante Auflockerung war der Bau gigantischer Neubausiedlungen weit draussen an der städtischen Peripherie.» [9]

Willy Schelkes Landschaftsentwurf war ein essenzieller Teil von Speers Generalbebauungsplan für Berlin aus dem Jahr 1938. Sein Grünplan zeigt Berlin schwimmend im Grünen. Grosszügige grüne Finger dringen tief bis ins Zentrum durch und vernetzen sich mit dem Tiergarten und anderen Parks. Die grünen Zonen, gefüllt mit Wäldern, Parks, Sporteinrichtungen, Schrebergärten und Friedhöfen, waren als komplementäre Struktur gedacht, wobei die Distanz zwischen Wohnung und Grün nie mehr als 15 Gehminuten (oder 1500 Meter) sein durfte. Ein Unterschied zu Ungers Archipel ist, dass die Verkehrsinfrastruktur nicht durch die grünen Zonen, sondern durch die bebauten Stadtteile geführt wurde, um das Grün vor Lärm und Verschmutzung zu schützen. Auch militärische Gründe standen bei dem Plan Pate: die grünen Finger waren sehr geeignet als Schutzgebiete gegen Bombardements und für die Errichtung von Kriegsinstitutionen [10]. Gegen Kriegsende, als Teile des Berliner Zentrums schon zerstört waren, äusserte sich die Perfidität der Nazis als Städtebauer in der Form von Aussagen von Speer und



Abb. 16: Le Corbusier: Wettbewerb Hauptstadt Berlin (1957), Lageplan.  
Quelle: Vittorio Magnago Lampugnani (Hrsg., 1984): Modelle für eine Stadt. Schriftenreihe zur Internationalen Bauausstellung Berlin 1984, Heft 1, S. 43.



Abb. 17: Hans Scharoun: Wettbewerb Hauptstadt Berlin (1957), Isometrie.  
Quelle: Vittorio Magnago Lampugnani (Hrsg., 1984): Modelle für eine Stadt. Schriftenreihe zur Internationalen Bauausstellung Berlin 1984, Heft 1, S. 43.

anderen, dass «der Krieg für uns die Arbeit macht, die wir selber mit viel mehr Mühe zu Stande bringen würden».

### Scharoun

Übrigens waren derartige Aussagen auch nach der Befreiung 1946 zu hören, z.B. von Hans Josef Zechlin in der Fachzeitschrift Neue Bauwelt: «[Es]

gehört zur Fülle der Verluste auch die Menge des Verfehlten und Hässlichen, sodass der Städtebauer manches Ruinenfeld mit wehmütigem Lächeln begesst.» [11]

Berlins Zentrum war vollständig zerstört. Ludwig Hilberheimers Plan für das Gebiet um den Gendarmenmarkt aus dem Jahr 1924 hätte nun so gebaut werden können, und Le Corbusier hätte

seinen «Plan Voisin» realisieren können, ohne Teile der Pariser Altstadt abreißen zu müssen. Die Bebauung in seinem Plan für den Wettbewerb Hauptstadt Berlin belegte aber viel mehr Grundfläche als der Plan Voisin, in dem Natur und Stadt eine gleichwertige Position hatten. Während diese Ideen weitgehend auf einem Tabula-rasa-Konzept basierten, bestand der Entwurf von Hans Scharoun aus einer «sensiblen» Kulturlandschaft, in der Fragmente aus der Vorkriegszeit und neue futuristische Bauten einen gegenseitigen Horizont in einem parkartigen Setting bildeten. Die Friedrichstadt wurde zu einer lockeren Weiterführung des Tiergartens, die das Stadtzentrum als leerer Campus in einer aufgelockerten Stadt symbolisierte, erschlossen von einem Netz von Autobahnen. Ein Ansatz in dieser Richtung wurde später als Miniaturversion in Form des Kulturforums realisiert, aber nach der Wende durch die Entwicklungen am Potsdamer Platz buchstäblich zur Seite geschoben. Auch nach der Teilung der Stadt in Ost und West wurde das deurbanistische Prinzip der Auflockerung, die ultimative Kombination von Gartenstadtbewegung und CIAM-Doktrin das Leitmotiv für die Entwicklung der Stadt auf beiden Seiten der Mauer. Dies wurde letztendlich erst von der Wende 1989, der Kritischen Rekonstruktion und ihrem Vorläufer, der IBA '84, abgelöst.

West-Berlin war zur Zeit der Mauer die einzige Stadt in Europa, in der viele jetzt in Ungnade verfallene Archipel-Komponenten, verwandt mit kritisch-utopischen Strömungen wie «Superstudio» und «Archigram», tatsächlich realisiert wurden. Ein Beispiel ist die «Autobahn der Zukunft», versehen mit integrierten Bushaltestellen, an der «Raumschiffe» wie der Flughafen Tegel, das International Congress Centre (ICC), die Wohnüberbauung Schlangenbaderstrasse und der «Pilz» bei der Schlossstrasse andockt sind. Oder auch das Strömungslabor am Tiergarten und das Gebäude der DLRG an der Havel von Ludwig Leo. Gemeinsam mit den Bauten von Scharoun und den Wohngebieten wie dem Märkischen Viertel, verkörpern sie eine heute vielleicht funktionsunfähige und

naive, aber für ihre Zeit äusserst optimistische und integrale Vision einer Metropole, in der das Fragmentarische und Diskontinuierliche mithilfe der «Landschaft» miteinander versöhnt werden.

### Die zweite Luftbrücke

Heute kann der Zustand Berlins wie früher, aber mehr als nie zuvor, beschrieben werden als instabiler «doppelter Archipel».

Nur während der Industrialisierung, als Siemens, Borsig und AEG blühten, konnte sich die Stadt ökonomisch selbst erhalten. Davor und danach hatte Berlin mehr oder weniger immer eine künstliche Wirtschaft – als Folge seiner Position als Regierungszentrum. Die während des Krieges zerstörte Industrie ist nicht wiedergekehrt, und die Subventionen von Ost und West zu Zeiten des Kalten Kriegs sind seit der Wiedervereinigung verschwunden. Die zusammengefügte Stadt bekam die doppelte Anzahl an Einrichtungen, drei Universitäten, drei Opernhäuser und die doppelte Anzahl an Beamten, begleitet von einem gigantischen Nachholbedarf bezüglich der Infrastruktur. Die Wirtschaft wird vornehmlich von der Regierung und verwandten Dienstleistungen, Tourismus, Kultur und Bildung genährt. In den 1990er-Jahren entstand in der Euphorie der Wende und durch die Notwendigkeit, die Regierung unterzubringen, eine riesige Bauaktivität. War diese im Allgemeinen durch die «Kritische Rekonstruktion» relativ unsichtbar, manifestierte sie sich überdeutlich in der zentralen Mauerzone und der Friedrichstadt, wo das Kanzleramt und der Potsdamer-Platz-Komplex durch ihre Überdimensionierung und ihren kontextuellen «Autismus» isolierte Inseln schaffen, welche die Fragmentierung unbeabsichtigt verstärken.

Genau wie Friedrich der Grosse mit allen Mitteln versuchte, Handwerksleute, Künstler und Wissenschaftler in die Stadt zu holen, so versucht die transplantierte Bonner Republik mit ihren riesigen Institutionen, die Stadt am Leben und die Bevölkerungszahl aufrechtzuerhalten. In der Stadt, die eine Versorgungskapazität für fast 5 Millionen

Menschen hat, wohnen lediglich 3,3 Millionen, und es werden immer weniger. Im Kapitel «Wo kommen die Berliner her? [...]» in dem Buch «Die deformierte Gesellschaft» [12] schreibt Meinhard Miegel, dass das Bild der Deutschen über Berlin als Hauptstadt und Metropole nicht mit dessen Bevölkerungsentwicklung übereinstimmt. Er skizziert drei Szenarien: Das erste beschreibt den jetzigen Trend, in dem die Bevölkerung jährlich um 15 000 Menschen abnimmt (vornehmlich durch natürliche Abgänge), was im Jahr 2040 zu einer Bevölkerung von nur 2,7 Millionen führen würde. Im zweiten Szenario zieht Berlin junge Leute aus der gesamten Bundesrepublik an, vor allem auf Kosten der neuen Bundesländer. Berlin würde dadurch, mehr noch als bisher, eine Potenzialkonzentration in den sich entleerenden neuen Bundesländern werden. Im dritten Szenario bezieht Berlin die notwendigen Bevölkerungszahlen aus ausländischen Immigranten, vornehmlich aus Osteuropa. Hierdurch würde in Berlin der Anteil von Bewohnerinnen und Bewohnern ohne deutschen Pass innerhalb von zehn Jahren auf über ein Drittel anwachsen. Diese Szenarien deuten an, dass, trotz des riesigen Babybooms im Prenzlauer Berg – mit dem grössten Geburtenüberschuss Deutschlands – die Stadt weiter schrumpfen wird. Hiermit kommen wir wieder zurück zur These von Ungers und seinem grünen Archipel. Berlin sollte nicht mehr bauen, sondern seine wertvolle Substanz konsolidieren, seine schlechten Teile (z.B. alle Grosswohnsiedlungen in Ost und West) abreißen und kontrolliert zurückschrumpfen zu einer «situationistischen» [13] Kulturlandschaft.

Aber genauso wie die Friedrichstadt sich keine «Kritische Rekonstruktion» vorschreiben lässt, so lässt Berlin sich kein akademisches Archipel-Konzept vorschreiben. Aber glücklicherweise auch keine chinesische Stadt (die von OMA in der Ausstellung «Content» in der Form eines Müllhaufens über den Boden von Mies van der Rohe Neuer Nationalgalerie am Kulturforum geschüttet wurde). Was wirklich passiert, ist die Atomisierung der Bebauung im Speck-

gürtel durch die Realisierungen der Bebauungswünsche der neuen «primitiven» Gesellschaft von Baudrillard. Paradoxiert die Erfahrung, dass schrumpfende Städte im Allgemeinen in Oberflächen wachsen.

Die Bonner Regierungspendler, der Mangel an Arbeit und die Billigflieger haben zu einer zweiten Luftbrücke geführt. Viele Architekten und andere Berufsgruppen treffen sich montagmorgens am Flughafen Tegel, um mit Air Berlin, Germania oder German Wings zu ihren Tätigkeiten in Westdeutschland oder anderswo in der EU zu fliegen, mit der Absicht, spätestens am Freitagabend wieder nach Berlin für ein grossstädtisches Wochenende zurückzukehren – die umgekehrte Version von Brasília: Dort arbeitet man unter der Woche, um das Wochenende in Rio de Janeiro zu verbringen.

Mittlerweile ist Rem Koolhaas' niederländische Botschaft eröffnet, eine – natürlich – frei stehende Stadtvilla in einem Blockrand gefasst, frei gehalten von einem in Brandwänden verkleideten Bauteil, dazwischen eine Mini-Mauerzone. Neulich übergab Hans Stimmann, Vater der «Kritischen Rekonstruktion», den Berliner Architekturpreis für das Gebäude an Rem Koolhaas, Vordenker der «City of the Captive Globe».

Berlin bildet einen instabilen Idealzustand. Eine künstlich am Leben gehaltene Metropole, umgeben von der schönen, leeren Fontane-Landschaft, durch Hochgeschwindigkeitszüge und Billigflieger mit der Welt verbunden, still, geräumig, komfortabel, roh, unsicher, grün, melancholisch, immer noch geteilt, träge... und einer der wenigen Orte, an dem die Vergangenheit spürbar im Alltag lebt.

## Anmerkungen

[1] O.M. Ungers et al. (1982): «Cities within the City». In: Lotus 19, 1978, p. 82–97. Milano.

[2] Florian von Buttlar (Hg., 1989): Peter Joseph Lenné: Volkspark und Arkadien. Nicolai.

Juergen Wenzel, Stadtplaner in weltbürgerlicher Absicht, zitiert: H.G. Pundt, Schinkels Berlin 1981, und H. Beenken, Schöpferische Bauten der Deutschen Romantik, Mainz 1952.

[3] Philip Oswald (2000): Berlin – Stadt ohne Form. Prestel.

Oswald zitiert: Die chinesische Stadt. Rem Koolhaas in Gespräch mit H.U. Olbrist in Berlin! Berlin!, Katalog der ersten Berlin Biennale, herausgegeben von Miriam Wiesel, Ostfildern 1998, S. 57.

[4] Philip Oswald (2000): Berlin – Stadt ohne Form. Prestel.

Oswald zitiert: Siegfried Kracauer, Berliner Landschaft, 1931, in ders.: Strassen in Berlin und anderswo, Berlin 1987, S. 40.

[5] IBA-Dokumente: Offener Brief an Vittorio Lampugnani von Colin Rowe.

[6] siehe [2]

[7] Koos Bosma, Helma Hellinga (eds., 1997): Mastering the City. NAI/EFL, Den Haag.

[8] Manfred Speidel (1995): Bruno Taut, Natur und Phantasie. Ernst & Sohn, Berlin.

[9] Michael Braum, Harald Bodenschatz (2002): Berliner Wohnquartiere. Dietrich Reimer Verlag, Berlin.

[10] siehe [7]

[11] siehe [9]

[12] Meinhard Miegel (2003): Die deformierte Gesellschaft. Ullstein.

[13] Situationen, Modelle. Wilfried Kühn in Bauwelt Berlin.

## Literatur

BEENKEN, H. (1952): Schöpferische Bauten der Deutschen Romantik. Mainz.

BOSMA, K.; HELLINGA, H. (1997): Mastering the City. NAI/EFL, Den Haag.

BRAUM, M.; BODENSCHATZ, H. (2002): Berliner Wohnquartiere. Dietrich Reimer Verlag, Berlin.

IBA '84 Dokumente.

KRACAUER, S. (1987): Strassen in Berlin und anderswo. Arsenal, Berlin.

KÜHN, W.: Situationen, Modelle. In: Bauwelt Berlin.

MIEGEL, M. (2002): Die deformierte Gesellschaft. Ullstein.

OSWALT, P. (2000): Berlin – Stadt ohne Form. Prestel.

PUNDT, H.G. (1981): Schinkels Berlin. Propyläen.

SENATSWERK FÜR STADTENTWICKLUNG (1999): Planwerk Innenstadt.

SPEIDEL, M. (1995): Bruno Taut Retrospektive. Ernst & Sohn, Berlin.

UNGERS, O.M. (1978): Cities within the City. In: Lotus 19, Milano.

VON BUTTLAR, F. (1989): Peter Joseph Lenné: Volkspark und Arkadien. Nicolai.

WIESEL, M. (Hrsg.) (1998): Berlin! Berlin! Katalog zur Berlin Biennale. Hatje Cantz, Ostfildern.

Prof. Kees Christiaanse  
Institut für Städtebau  
Eidgenössische Technische Hochschule  
ETH Zürich  
ETH Hönggerberg  
CH-8093 Zürich  
christiaanse@nsl.ethz.ch